

Nr. 43.

1903.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



**Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.**

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

✧ Meiner Mutter. ✧

Lege die arbeitsmüden
Hände nur immer in Schoß,
Haft ihn verdient Dir den Frieden
Ach, Deine Arbeit war groß!

Schließe die tränengeschwächten
Augen, o schließe sie zu,
Haben in einsamen Nächten
Oft sich gesehnet nach Ruh.

Nun ist alles vorüber,
Mühsal und Erdenleid,
Schlummernd gingst Du hinüber,
Schlummere in Ewigkeit.

Liebe streutest Du allen
Freudigen Herzens aus,

Liebe folgt Deinem Wallen
Ueber das Grab hinaus!

Hugo Regel.

✧ Die Radlerin. ✧

Roman von Heinrich Lee.

[Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Durch seinen Mühsiggang, sagte sich Rudolf, setzte er sich mit der Natur, die ihre Schaffenskraft und Schaffensfreude nun wieder herrlich offenbarte, in einen an den Tag kommenden Widerspruch. Rudolf war in seiner früheren Zeit ein eifriger Sportsman gewesen, er war es zum Teil noch heute. Auch der Sport war eine Arbeit, aber eine Arbeit ohne Resultate, ohne eine sichtbare Frucht. Rudolf hatte einmal von der englischen Strafjustiz gelesen, daß sie, um gewisse Verbrecher noch besonders zu bestrafen, ihnen Arbeiten zuwies, die keinen Zweck hatten, so die Treitmühle. In den Kolonien mußten die Kriminalgefangenen schwere Kugeln zu einer Pyramide aufbauen, die nach ihrer Vollendung wieder eingegriffen wurden, oder sie mußten Pflasterwege anlegen und die Steine dann wieder herausnehmen. So ging es ihm mit dem Sport; er fühlte wohl, wie er, wenn er geritten war oder gefochten hatte, davon müde wurde und seine Muskeln sich stärkten, aber er hatte nichts Sichtbares damit zu stande gebracht. Der Sport war keine Rettung für ihn. Seine Mittel hätten es ihm erlaubt, einen Rennstall anzulegen, aber einmal stieß ihn der Turf mit seinem vielerlei Humbug überhaupt zurück



Verwundet. Nach dem Gemälde von R. Beyßlag.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

und zweitens war er nicht genügend Fachmann.

Außer Meta hatte er von seinen früheren Bekannten noch niemanden besucht. Er hatte glücklicherweise auch niemand von ihnen auf der Straße getroffen. Es war merkwürdig, wie gut er sie doch alle entbehren konnte.

An Meta dachte er nur noch wie an ein geschlechtsloses Wesen. Dennoch war sie ihm wieder sehr sympathisch.

Sie hatte eine kühle Hand und ihre Berührung erfrischte ihn immer eigentümlich. So wirkte jetzt ihr ganzes Wesen auf ihn, nachdem das Schiefe und Krumme zwischen ihnen nunmehr aufgehoben war.

Am liebsten wäre er gleich wieder zu ihr hingegangen. Er fürchtete aber, sie würde einen so schnell wiederholten Besuch vielleicht wieder falsch aufnehmen können.

Zum ersten Mal hatte ihm Meta von einer Schwester gesprochen, die sie besaß.

Er malte sich aus, wie ihre Schwester aussehen könnte und er gelangte zu keinem Erfolg. Es kam ihm fast unmöglich vor, daß sie eine Schwester besaß. Auch ihre Eltern versuchte er sich nun vorzustellen und auch diese Vorstellung war ihm nicht möglich. Es schien ihm förmlich sonderbar, daß Meta wie jedes andere Menschenkind leibliche Angehörige haben sollte. Er war sehr neugierig, die Schwester zu sehen.

An einem schönen klaren Morgen wanderte Rudolf am Spandauer Schiffahrtskanal entlang.

Die Gegend war sehr einsam. Im Kanal lagen Schiffe und sie luden Mist ein. Eins davon hatte an einem Quertau, das zum Mittelmast hinaufführte, eine schon unansehnlich gewordene schwarze Fahne, die im Winde flatterte. Rudolf erkundigte sich bei den Schiffern nach der Bedeutung und erfuhr, daß auf dem Kahn unlängst ein kleines Töchterchen des Eigentümers gestorben war. Der Tod stand plötzlich vor ihm mitten in der stillen Landschaft. Rudolf dachte daran, daß dem Menschen nur ein einziges Leben gegeben ist und eine verzehrende Sehnsucht nach dem Glück überkam ihn. Er träumte davon wie von einem unbekanntem Lande.

Er ging weiter.

Die grünliche kümmerliche Heide breitete sich vor ihm aus.

Er wünschte sich Flügel, um darüber hinwegfliegen zu können, aus eigener starker Kraft die blaue Ferne, die hier vor ihm lag, mit seinen Armen zu umfassen, als wäre dort das Glück, das sich vor ihm nicht sehen lassen wollte.

Als er nach Hause kam, fand er ein Briefchen auf dem Tische. Es war von perlgrauer Farbe, hatte auf der Rückseite ein Monogramm von Brillantsplittern und dustete leise nach Verbena.

Auch ohne das Monogramm wußte Rudolf, daß es von Meta kam. Er öffnete und las:

„Lieber Freund!

Gestern ist meine Schwester angekommen. Wir sind bis zwölf Uhr in den nächsten Tagen zu Hause. Hoffentlich lassen Sie uns nun nicht lange auf Sie warten. Mit herzlichsten Grüßen Ihre

M. M.“

Rudolf empfand ein dunkles angenehmes Gefühl.

Er hatte nun keinen Grund mehr, ein Wiedersehen mit Meta noch länger aufzuschieben und auch seine Neugier, die er beinahe schon vergessen hatte, sollte nun gestillt werden.

Es kam in ihm eintöniges Leben eine kleine Abwechslung.

Aus einer rein diplomatischen Erwägung wollte er indessen den Besuch, wenigstens auf einen Tag noch, verschieben.

Der übrige Teil des Tages verging ihm in einer gelinden wohlthuenden Ungeduld.

Er fühlte sich frisch und guter Laune.

Der Frühling auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Alleen lag jetzt so verheißend vor ihm da, als hätte er auch ihm noch etwas zu bieten, irgend etwas Geheimnisvolles, was noch in der Erde steckte und seine Blüte wie die andern Millionen Blüten erst entfalten würde.

Rudolf war sich schließlich gar nicht mehr bewußt, was von seiner gehobenen Stimmung eigentlich der Grund war. Am Ende dachte er kaum noch an den Brief. Der Frühling hatte wohl so lange an sein Herz geklopft, bis er es ihm wieder, wie in vergangenen Zeiten, aufgeschlossen hatte.

Am nächsten Morgen erwachte er mit dem Gefühl, als habe er sich für diesen Tag etwas Wichtiges vorgenommen. Er mußte erst nicht, was es war, bis es ihm einfiel. Zur Mittagsstunde machte er sich auf den Weg. Auf dem Wege kam er bei einem Photographen vorbei, in dessen Schaufenster das große Bild einer ihm bekannten Dame ausgestellt war. Sie gehörte zu den modernen emanzipierten Frauen, die ihm ein Greuel waren und er mußte wieder an Meta denken, die, obwohl sie mit allem, was modern war, so gern liebäugelte, doch ganz ein richtiges Weib mit allen ihren naiven Unarten geblieben war. Das war an ihr das Liebenswürdige. An ihre Schwester, die er nun kennen lernen sollte und die ihm noch gestern eine große Erwartung erweckt hatte, dachte er nicht mehr.

In der Loggia, die der Rückseite des Gartens zugewendet war, saß Meta und ihre Schwester an einem Tischchen bei einer Handarbeit.

Der Garten war nur klein, auf den Beeten hatten sich die Tulpen entfaltet und seine Nachbarschaft bestand in anderen kleinen Gärten und blühenden Höfen.

Lena trug ein Kleid von leichtem schottischen Wollenstoff.

Sie war in ihrer Art ein hübsches Mädchen und jedenfalls eine auffallende Erscheinung. Ihre Gestalt war schlank, von einer edlen Magerkeit und biegsam wie eine Gerte. Ihr Gesicht war ein fast übermäßig gedehntes Oval, die Augen von einem eigenartigen, chokoladenhaften Braun mit auffallend großen Pupillen, die Stirn niedrig, steil und breit, und der Mund so klein und fein geschwungen, wie man ihn sonst nur auf idealisierten Studentenköpfen findet. Wie viele Mädchen ihres Alters sah sie etwas blaß aus, aber jede ihrer Bewegungen atmete Elastizität, Anmut und Kraft. Mit Meta hatte sie keine Ähnlichkeit. Lena war nach ihrer Mutter, Meta nach dem Vater geartet.

Lena war pünktlich am verschlossenen Nachmittage eingetroffen und Meta hatte sie auf dem Bahnhofe in Empfang genommen.

Karl sollte das Gepäck gleich auf den Wagen nehmen.

„Ich hab' auch noch ein Rad,“ sagte Lena, „das muß auch noch mit.“

„Ein Rad?“ fragte Meta, „was für ein Rad?“

Lena sah ihre Schwester verwundert an.

„Ein Fahrrad.“

„Du fährst Rad?“ erwiderte Meta erstaunt.

„Ich hab' es Dir wohl nicht geschrieben, ich fahr' auch erst seit vierzehn Tagen.“

„Ich hatte keine Ahnung davon. Und mitgebracht hast Du's.“

„Doch natürlich! — Oder paßt es sich für eine Dame in Berlin vielleicht noch nicht?“

„Das schon,“ antwortete Meta, „aber Du hättest Dich damit nicht zu schleppen brauchen, Du bekommst hier welche geliehen.“

„Ich fahre am liebsten auf meinem eigenen,“ sagte Lena.

Das Rad befand sich noch im Gepäckwagen.

Lena hatte nicht eher Ruhe, als bis es glücklich aus dem Wagen und unter ihren Augen von den Beamten herausgehoben worden war. Dabei stieß sie einen kleinen Schreckensschrei aus.

Der Schaden, den sie wahrte, war aber, wie sich herausstellte, nicht schlimm. Die Kette hatte sich nur abgelöst und mit einem kundigen Griff streifte sie Lena, ohne sich kaum die Zeit zu gönnen, die Handschuhe abzuführen, wieder hinauf.

Fritz kannte seine junge Tante noch nicht. Sie war zum ersten Mal in Berlin. Lena freute sich, ohne auf das Berliner Leben, das am Wagen vorbeiflutete, viel zu achten, schon im Voraus auf ihn. Fritz kam, als die Damen zu Hause eintrafen, gerade von einem Spaziergange mit seiner Bonne zurück. Lena kniete noch im Hausflur in ihrem Reifemantel vor ihm nieder und küßte ihn.

„Wer bin ich denn?“ fragte sie. „Tante Lena,“ sagte mit schon freundlichem und zutraulichem Kinderlächeln Fritz. Er schmiegte sich schnell an sie an. Ein Stündchen später kam auch Neubrink von seinen Geschäften zurück. „Ist das gnädige Fräulein angekommen?“ fragte er schon im Entree, wo eines der Mädchen gerade den Gashahn aufdrehte. Die Tür tat sich auf.

„Guten Abend!“ rief Lena und voll Freude küßte sie ihren Schwager.

„Bist Du glücklich angekommen?“ fragte Neubrink mit erhelltem Gefühl, obwohl seine Frage angesichts Lenas frischer Erscheinung sich erübrigte.

Das Abendessen verlief so munter und herzerwärmend, wie lange nicht im Hause Neubrink. Als Fritz um neun Uhr zu Bett mußte, fing er, sonst ein gehorames Kind, beinahe zu weinen an.

Nachdem Lena auf ihre Zimmer gegangen war, sagte Neubrink zu Meta: „Sie könnte doch ruhig für immer bei uns bleiben. Sie stört doch niemanden. Was hat sie denn in Frankfurt bei den alten Leuten . . .“

Neubrink war an diesem Morgen frühzeitig auf einen Brief hin nach der Stadt gefahren und hatte dort bis zur Börse zu tun. Fritz war nach der Schule. Lena, sonst eine Frühaufsteherin, war unter dem ungewohnten Dache erst spät eingeschlafen und deshalb auch erst spät aufgewacht.

Sie fand Meta allein. Meta hatte dem Fräulein ihre Anordnungen gegeben und nun saßen die beiden Damen mit einander angefürt. Lena erzählte von Frankfurt. Dann kam sie auf ihr Rad zu sprechen. Am liebsten wäre sie an dem schönen Tage gleich damit ausgefahren, nun war sie in Berlin aber nicht bekannt. Meta tröstete sie. Es würde sich wohl in einer der ihnen bekannten Familien schon eine geeignete Persönlichkeit finden, der sich Lena würde anschließen können. In Frankfurt, wo sie in einem ausländischen Pensionat verkehrte, hatte sie Gelegenheit genug. Nach den vorhandenen Beispielen — auch in Frankfurt fuhren die Damen viel Rad — hatten die alten Pflegeeltern Lenas Wünsche nichts in den Weg gelegt.

„Warum fährst Du denn eigentlich nicht?“ fragte Lena verwundert, indem sie mit ihrer Arbeit innehielt.

„Ich!“

Meta lächelte.

„Du bist doch sonst so eine Sporting-Lady!“

Lena kannte diesen Ausdruck aus dem Pensionat.

„Ich finde, eine Dame sieht auf dem Rade nicht hübsch aus,“ sagte Meta.

„Hübsch? Darauf kommt's doch nicht an!“ erwiderte Lena mit Treuherzigkeit.

Meta fühlte an dieser kleinen Antwort den Unterschied, der sie von ihrer Schwester trennte.

„Ich meine, eine Dame sieht auf dem Rade geradezu geschmacklos aus,“ versetzte sie.

„Das kann ich doch aber nicht finden,“ entgegnete Lena erstaunt.

Meta hatte in der Tat mehrere Male recht unvorteilhafte weibliche Gestalten auf dem Rade gesehen, darunter auch eine Dame auf einem Tandem, die hinter einem Herrn saß. Die Handgriffe, die sie umfaßte, saßen so tief, daß sie sich ganz vornüber beugen mußte, dicht bis an den Rücken des Herrn. Dieses fast unästhetische Bild drängte sich Meta immer wieder auf, wenn das Gespräch auf das Thema kam, ob Damen radfahren sollten.

„Es wird eben von aller Welt betrieben,“ setzte sie hinzu. Lena verstand nicht, was ihre Schwester damit meinte. Sie war noch eine kleine, unbewusste Demokratin, Meta aber Aristokratin.

Anna kam und sagte: „Herr Moellendorf ist da.“ Meta stand auf. Lena sah ihre Schwester fragend an. „Bleib nur,“ sagte Meta, „es ist ein guter Freund von uns.“ Rudolf war in den Salon getreten, wo ihm Meta entgegenkam. „Nehmen Sie mir's übel,“ sprach sie, „wenn ich Sie nach der Loggia hinaus bitte? Es ist so schönes Wetter. Lena ist auch da. Wir warten schon beide auf Sie.“ — Rudolf folgte ihr. „Herr

Moellendorf — meine Schwester.“ stellte Meta beide einander vor.

Lena wurde etwas rot. Sie war an den Verkehr mit jungen Männern wenig, fast gar nicht gewöhnt.

„Ihre Frau Schwester hat mir schon von Ihnen erzählt, mein gnädiges Fräulein,“ begann Rudolf mit Artigkeit.

Lena sah verlegen aus. Sie wußte nicht, was sie darauf zu sagen hatte.

„Setzen Sie sich doch,“ sagte Meta.

„Ich störe die Damen?“ bemerkte Rudolf konventionell, indem er Platz nahm.

Der Ton, den er anzuschlug, sagte Meta unter der gegebenen Lage angenehm zu.

„Stören! Sie brauchen sich vor meiner Schwester keinen Zwang anzutun. Denken Sie sich, Lena fährt Rad.“

„Da werden Sie in Berlin unter den Damen keine große Ausnahme machen, gnädiges Fräulein.“

Rudolf wandte sich mit dieser Antwort an Lena direkt.

Lena hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen.

„Meta,“ lächelte sie, „findet kein großes Gefallen daran.“

„So,“ sagte Rudolf mit einem Blick auf Meta, „warum denn nicht?“

„Wir haben schon davon gesprochen. Es fährt doch eben jetzt alles. Ich finde, es ist für eine Dame eben nicht mehr ladylike.“

„Dann dürften Sie doch auch nicht spazieren gehen,“ erwiderte Rudolf trocken.

Lena lachte herzlich.

„Eben,“ fiel sie ein.

„Scheint es Ihnen denn hübsch, wenn eine Dame, wie ein Paket zusammengepackt, auf so einem Dinge sitzt?“ — „Nein,“

sagte Rudolf, „es sind doch aber nicht alle Damen Pakete! Ich bin der festen Ueberzeugung, wenn Ihr Fräulein Schwester sich aufs Rad setzt, daß sie eine sehr gute Figur machen wird.“

Lena, die sich über Rudolfs Parteimahme freute, errötete über seine kleine Schmeichelei, die er als solche nicht einmal beabsichtigt hatte. Er sah nur ihre schlanke, jugendliche Gestalt, und was er sagte, entsprach aufrichtig seiner Vorstellung.

„Darüber müssen Sie doch auch ein Urteil haben,“ sagte er zu Meta.

„Ich habe Lena noch gar nicht auf dem Rade gesehen.“

„Nicht? Dann, wenn der Wunsch nicht gar zu kühn ist, gnädiges Fräulein, geben Sie uns vielleicht gleich mal eine Probe davon.“

Die Straße draußen ist ganz leer.“ Lena warf einen Blick auf Meta. Es sprach keine Bitterkeit aus ihr.

„Ich habe nichts dagegen,“ sagte Meta.

„Ich muß mir dann aber mein Kleid dazu anziehen,“ erwiderte Lena, „in diesem kann ich nicht fahren.“

„Herr Moellendorf wird Dich so lange entschuldigen.“

Lena verneigte sich leicht gegen ihn und ging.

„Wie gefällt sie Ihnen denn?“ fragte Meta, als sie allein waren.

„Sehr gut,“ erwiderte Rudolf.

„Sie halten Sie gewiß für eine kleine Gans?“ — „Wie kommen Sie darauf?“ — „Sie führt in Frankfurt bei den alten Leuten, wo sie zu Hause ist, ein sehr zurückgezogenes Leben. Sie müssen deshalb Rücksicht mit ihr haben.“ — „Bescheidenheit und Einfachheit bei einem jungen Mädchen kann mir sehr gefallen. Es ist doch das Einzige, was ein Mädchen von guter Erziehung einem Manne in der Gesellschaft bieten kann. Die modernen vorlauten Backfische, die sich interessant machen möchten, sind für mich ein Horror. Ich denke bloß an die jungen, unverheirateten Damen, mit denen Sie mich bei Tisch immer begnadet haben.“

„Ich bin mir noch nicht klar, ob ich mit ihr Besuche machen soll. Fang' ich erst damit an, dann nimmt es kein Ende. Die Saison ist ohnehin vorbei, oder doch so gut wie vorbei. Es hätte gar keinen Zweck mehr für sie. Auf Einladungen kann sie jetzt gar nicht mehr rechnen.“

„Dann ist sie gerade zur guten Zeit nach Berlin gekommen.“

„Das sagen Sie so! Ich muß ihr doch etwas bieten. Ich werde wohl noch einen kleinen Hausball veranstalten müssen.“

„Dann bitt' ich Sie im voraus, mich dazu nicht einzuladen.“

„Sie kämen auch gar nicht in Betracht. Ich möchte Lena eigentlich nach Berlin herhaben. Ich will zusehen, daß ich sie hier verheirate. Auf einem Hausball kann sie am besten Bekanntschaften machen.“

„Wie alt ist sie denn?“

„Achtzehn.“

„Dann hat sie mit dem Geiraten doch noch Zeit.“

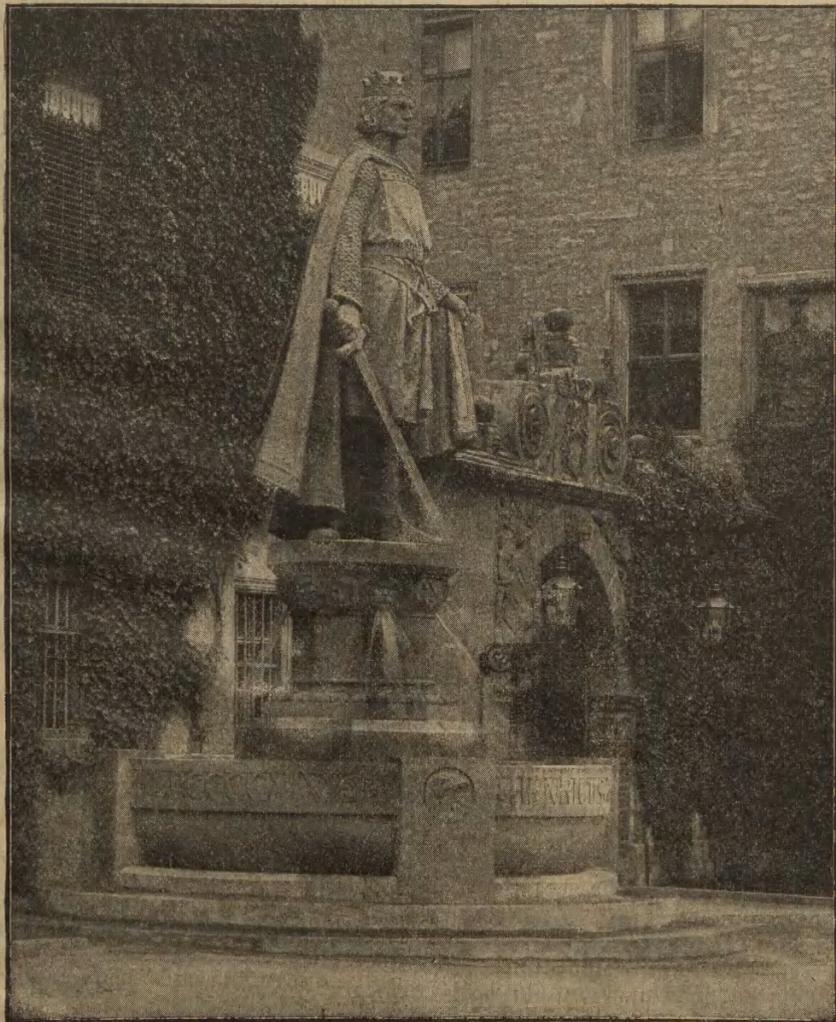
„Einmal muß es doch sein und wie gesagt, ich will sie nach Berlin herhaben. Siegfried möchte sie am liebsten zu uns ins Haus nehmen. Ich glaube fast, er hat auch ganz recht.“ — Rudolf lächelte etwas. „Seit wann beziehen Sie sich denn auf Ihren Mann?“

„Er kann doch auch seine guten Augenblicke haben. Sie konunt.“

Lena kam zurück.

Sie trug ein Radkleid von steingrünem Cover coat, Jacke und Aufschläge mit Seidenschmürren garniert, auf dem überquellend schweren schwarzen Haar einen Chauffeurhut, dazu braune Schmürstiefel und weiße Lederhandschuhe mit schwarzen Naupen. Es war dasselbe Modell, in dem die Londoner Damen im Ghdepart radelten.

(Fortsetzung folgt.)



Der König Heinrich-Brunnen im Schloßhof zu Merseburg.

Im Hofe des Merseburger Schlosses ist das Modell des König Heinrich-Brunnens, einer trefflich gelungenen Arbeit von Paul Juchhoff in Schtoppen bei Merseburg, aufgestellt worden. Der Künstler hat den König Heinrich I., den Finkler, als Besieger der Ungarn dargestellt, die er am 15. März 933 geschlagen hat. In der Ruhe der Kraft steht der Sieger da, das Schwert gesenkt, mit der Linken auf den großen Schild gestützt. Wachsam schaut er aus, bereit, die Waffe wieder zu heben, wenn feindliche Scharen von Osten her die Grenze bedrohen. Besonders ausdrucksvoll sind die energischen Züge des segnigen, starknochigen Antlitzes. Die Haltung der Gestalt ist schlicht und unterscheidet sich vorteilhaft von der übertriebenen Bewegung ähnlicher Ritterfiguren, die nur als Helden posieren. Der König steht auf einem gedrunghenen romanischen Pfeilerbündel, zwischen dessen Kapitellen Ungarnköpfe als Wasserspeier angebracht sind. Auf dem runden Brunnenbecken, das 4 Meter im Durchmesser mißt, stehen vorn die Worte HENRICUS REX, auf beiden Seiten die Jahreszahlen der Regierungszeit Heinrichs I., 919 und 936. Möglicherweise wird die Gestalt im Charakter des romanischen Stils farbig gehalten. Sie ist 3/2 Meter, der ganze Brunnen 7,20 Meter hoch.

nehmen. Ich glaube fast, er hat auch ganz recht.“ — Rudolf lächelte etwas. „Seit wann beziehen Sie sich denn auf Ihren Mann?“

„Er kann doch auch seine guten Augenblicke haben. Sie konunt.“

Lena kam zurück.

Sie trug ein Radkleid von steingrünem Cover coat, Jacke und Aufschläge mit Seidenschmürren garniert, auf dem überquellend schweren schwarzen Haar einen Chauffeurhut, dazu braune Schmürstiefel und weiße Lederhandschuhe mit schwarzen Naupen. Es war dasselbe Modell, in dem die Londoner Damen im Ghdepart radelten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama in den Bergen.

Von Jürgen Rohr.

(Nachdruck verboten.)

„Wo ist denn heut' der Vater?“ fragte der alte Förster Reiszberger das halbwüchsige Wirtstöchterchen, das ihm den Maßkrug mit dem üblichen „Wohl bekomms!“ hinstellte. „Schau' mal, Silfi, ob er nit ein bißel herankommt!“

„Wird gleich da sein, Herr Forstner,“ erwiderte Sylvia, „er hat noch im Holzschuppen geschafft und macht sich jetzt grad' fauber.“

„Na ja,“ meinte Reiszberger und stopfte die kurze Jagdpfeife, „bei dem Frost heißt's vorjorgen mit Kloben; habt Ihr schon eure Lohse 'rein?“

„Der Vater meint, noch zweimal müßt' er fahren. Morgen in der Früh' soll's wieder rausgehen.“

„Schöne Haue,“ brummte er in den weißen Bart und blies nachdenklich einen dicken Rauchring durch die halbe Stube; ganz leise für sich fügte er hinzu: „Armes Ding.“

„Sagten Sie was, Herr Forstner?“ fragte die feinhörige Aelene.

„So, hab' ich was geröhrt,“ lachte der Alte gezwungen, „ja, Silfi, das kommt so ohne zu wollen und wissen, wenn einem die Sapperlots-Holzrechnungen durch den Kopf gehen. Das läßt keine Ruh', bis es geschafft ist. — Na, das ist fein, daß Ihr kommt,“ rief er zwei eben eintretenden Schneemännern entgegen, „bald hab' ich auf Euch nit mehr gehofft!“

„Grüß Gott, Herr Forstner,“ sagte respektvoll der jüngere der Ankömmlinge und riß den Hut vom Kopf, ehe er Lodenüberwurf und Büchslinte an den Pflock hing. Der andere, ein vollbärtiger Mann in vorgerückten Jahren, rief neckend zurück: „Was brauchst uns noch, Reiszberger, hast ja 'n Maßel und 'n Madel, das tut's beim Jager.“

„Recht hast!“ flüsterte der Weißbart und sah der soeben Bier holenden Silfi nach.

Mit den frischen Krügen kam jetzt der Wirt selbst herein, ein kräftiger, bärtiger Mann in den Vierzigern. Er brachte für sich auch einen Trunk Bier mit und nahm als vierter Platz.

„He, Grödner Karl, Holzschleifen macht arg Durst, nit bloß im Sommer,“ meinte Reiszberger.

„Soll schon sein, Forstner,“ antwortete der Scheckenwirt, „und müd' wird man auch.“

„Welches Los hast' denn geholt?“

„Am Bruckgrat, Jagan 4.“

„Schad', daß Du nit das andere am Sellenkamm genommen hast, da hätt'st einen schönen Hirschenausbruch finden können; ich glaub', der grade Vierzehner ist fort,“ knurrte der Alte grimmig. „Aber derwischen tun wir den Dalk, hat nit weit davon seinen G'nicker verloren, gar noch mit den Anfangsbuchstaben.“

Grödner zuckte nur ganz leicht zusammen und verbarg sein Gesicht sekundenlang hinter dem zum Trinken erhobenen Krüge. Unauffällig fühlte er dann nach der rechten Hüfte und atmete erleichtert auf. Reiszberger sah scheinbar gar nicht nach ihm hin, hatte aber das tiefe Erblaffen und Wiederberuhigen, sowie die Handbewegung genau beobachtet. „Hier ist das Stück Eisen,“ fuhr der Alte fort und zog einen blanken Nockfänger hervor, auf dessen Spitze ein Stück Borke festgedrückt war, „die Scheid' hat er natürlich in der Hosentasche, der Narr. Und schaut hier: P. S., da könnt Ihr Euch mal die Köpfe zerbrechen; ich glaub' aber, ich hab' ihn schon. Um den Achter, der noch überm Sellenkamm steht, hab' ich keine Sorg', denn in den nächsten vier Wochen kommt der Kerl dort nit hin. Aber mit Bestimmtheit weiß ich, der gefährliche P. S. schaut mir nach meinem Sechzehner bei der „kurzen Klamm“, und zwar bald, wenn nit gar schon morgen.“

„'s nit mein Revier,“ sagte Seeleithner, „aber mitgehen tu ich, wenn D' mich mitnimmst; möcht' den P. S. kennen lernen.“

„Angenommen! Um fünf Uhr sammeln an der „Schönen Föhre“, der Sieber kommt auch, und Du machst ebenfalls mit, Sepp!“

„Schön, Herr Forstner!“ stimmte Passauer zu.

„Na, nun trinken wir noch einß, um den Wittmann, den Grödner Karl, nit zu lang' allein zu lassen, und dann geht's auf die Streu. He, Wirtschaft, noch 'mal frisch!“ —

Wenn der Scheckenwirt gewußt hätte, daß die drei Weidmänner, anstatt jeder nach einer anderen Richtung, allesamt zum Reiszberger stapften, er wäre vielleicht am nächsten Morgen zu Hause geblieben. Das grüne Kleeblatt hockte noch im warmen Försterstübchen eine Weile beisammen. —

„Ja, was war denn das für ein G'nicker?“ fragte Seeleithner, „hast' ihn wirklich gefunden?“

„Garwohl,“ lächelte der Alte, „gefunden hab' ich ihn, aber vor netto dreißig Jahren, und dem Peter Schell hat er gehört, dem längst kein Zahn mehr weh tut. 's war so ein Pfiff, um den Fuchs

erst auszumachen und nachher zu firren, — und ich glaub', es ist geglükt.“

„Werden's ja sehen,“ bemerkte Seeleithner. „Ich mein' aber, wir legen uns alleweil noch ein paar Stund' aufs Ohr.“ — — —

Wald und Feldmann zogen mächtig an, gaben jedoch gehorsamerweise keinen Laut; sie waren die beiden „Gerissensten“ weit und breit, menschenklug, wie der Alte sagte. Es schneite seit Mitternacht nicht mehr, und die „Haue“ lag wie gemalt auf Berg und Gründen. Eine Strecke war's nach der „kurzen Klamm“ zugegangen, dann im Unterwald scharf rechts ab nach dem Sellenkamm, und nach einer guten Stunde geschah's, als, wie schon erwähnt, die Stunde sich fest in die Leinen legten.

„Sie nehmen den Aufbruch an,“ erklärte Reiszberger, „so, jetzt links schnurgrad hoch an der Lehne — da!“

Ein kurz abgerissener Knall, so dumpf und matt, wie just Büchsenkugeln über den lockeren Schnee klingen, traf plötzlich das Ohr der Männer. Schweigend arbeiteten sie sich hoch. An der Bergflanke angelangt, wies der Alte den beiden anderen durch Winke ihre Plätze an und prüfchte dann selbst vorsichtig auf ein nahe Dicksicht von Krüppelkiefern zu. Er folgte alsdann dem unregelmäßigen Pfade nach links zu, bog leise um eine zackig vorspringende Fels; jetzt stand er mit einem Ruck fest und ging in Anschlag. „Schau, schau! Grödner Karl,“ rief er über den Büchsenlauf weg, „ich mein' Du bist am Bruckgrat?“ Der Scheckenwirt kniete neben einem verendeten Hirsch, dem bewußten „Achter“, über dessen Hinterblatt die wieder geladene Büchse lehnte. Ohne aufzuspringen, riß der Wildschütz die Waffe blitzschnell an die Wade und ließ Feuer fahren. Reiszberger zuckte zusammen und sank langsam ins Knie. Im nächsten Augenblick schon flog Grödner durch Laßchen und stäubenden Schnee in wilden Sprüngen bergab. Seeleithner und Passauer stürzten herbei, kamen aber zu spät zum Fang, und konnten sich nur des Verwundeten annehmen, der starren Blicks und mit blutüberströmtem Gesicht noch immer unbeweglich auf dem Knie lag. Unter ihren Bemühungen gewann der Alte wieder Sprache und Bewegung, und nach dem Abtupfen des Blutes mit Schnee und Branntwein zeigte sich auf der linken Stirnseite eine flache, zwei Zoll lange Schramme.

„Sakra, was war denn dös,“ stammelte Reiszberger und hielt den Kopf mit beiden Händen, „gab dös a Ruck im Schädel.“

„Gelobt sei Sankt Hubertus und Dein Schutzpatron!“ rief Seeleithner freudig, „diesmal ging's noch gut ab, lieber Alter! Mir is es, als ein Schrammen, aber ein wohlgemeinter.“

„So, so, und der, der —“

„Ja,“ meinte Sepp verlegen, „der ist heidi!“

„Wo ist er runter?“

„Nach der Föhre, dort an der Lehne herab.“

„Na, dann mach't's nit,“ knurrte Reiszberger zufrieden, „nachher hat 'n der Sieber schon, der sein hinter ihm hergeprüfcht ist vom Scheckenkrug an. Dem baumstarken Kerl kommt er nit aus — haha — da hört's!“

„Goldriahe!“ scholl's langgedehnt aus dem Seegrund zur Rechten. Ohne Besinnen zog Seeleithner die Zoppe aus und ließ sich vom Sepp beide Hemdärmel abschneiden, die zu einem prächtigen Stirverband verarbeitet wurden. Langsam und schonend führten die beiden gefunden den wunden Mann talab und waren nicht wenig erfreut, als sie unten am Seeufer Grödnerns leeren Holzschlitten mit zwei Pferden bespannt, den Scheckenknecht mit trübselig hängendem Kopf, den Scheckenwirt mit gebundenen Händen, und als Wächter mit gespanntem Hahn den Forstläufer Sieber vanden.

„Welt,“ sagte dieser seelenruhig, „das hat gut geschnappt! Den Grödner Karl hab' ich von der Seite unversehens überannt, und den Loisel mit den Köffern fand ich knapp zweihundert Gänge daneben hinter der Vergede.“

Bald war der Zug geordnet; Reiszberger, fein auf dem Schlitten gebettet, wurde vom trübseligen Loisel heimgeführt, hinterher stolperte der noch trübseligere Wildschütz und die drei Forstleute folgten als Schutz- und Ehrengarde.

„Danke! Dem Herrgott, Grödner,“ sagte Reiszberger während der Fahrt, „daß es so abging mit dem Anschuß.“

„Recht schon, Forstner,“ stöhnte der Gefangene, „aus ist es doch! Ach, mein Kind, mein Lieb's, mein arm's, mein Silber!“

„Was meinst, Grödner Karl, willst's uns geben? Meine Alte mag's so schon arg gern — na, und gut soll's bei uns haben, um Deiner lieben Frau selig willen, nixen tragen wir dem Wirmel nach. Und wenn D' Dein Sach' abgemacht hast und bist ein ordentlicher Kerl — nachher ist's wieder Dein Kind. Na, was sag'it?“

„Nix sag' ich, als — Gott vergelt's!“ erwiderte Grödner mit zitternder Stimme, und ein paar große Tränen rannen ihm über die fahlen Wangen in den Bart hernieder.



Ein Drama in den Bergen. Nach dem Gemälde von August Dieffenbacher.

Mit dem Malen wurde es von nun ab leider nicht mehr viel, obgleich die Bank Carltons Zeit nicht viel in Anspruch nahm; wohl machte er noch fleißig Studien und Entwürfe, aber zum Vollenden einer Skizze fehlte ihm die innere Ruhe und so vergingen zwei volle Jahre, ohne daß Carlton irgend ein Gemälde vollendet hätte, wenn auch Nora, die seine künstlerische Tätigkeit mit nimmer ermüdendem Interesse verfolgt, zugeben mußte, daß seine Skizzen in bezug auf inneren Gehalt und geistige Auffassung unendlich gewonnen hatten.

Gabriele war jetzt zwölf Jahre alt und ein unendlich liebliches Kind, in dessen Zügen und Gestalt sich die äußeren Vorzüge beider Eltern vereinigten. Innerlich aber war sie durchaus Eigenart, und Vater wie Mutter waren verständig genug, ihr kein anderes Naturell aufzuprägen zu wollen.

Zu den Besuchern des Carltonschen Hauses, welche sich seit der Ernennung des Malers zum Bankdirektor erheblich vermehrt hatten, gehörte auch Herr Hart; nicht, daß er dem Hausherrn oder seiner Gattin besonders sympathisch gewesen wäre, allein da Carlton öfter geschäftlich mit ihm zu tun hatte, machte es sich ganz von selbst, daß er auch in der Familie Zutritt erhielt. Mit Gabriele freilich hatte Herr Hart es durch öftere Laftlosigkeiten völlig verdorben — einmal hatte er sie zu küssen versucht, als er sie Märchen lesend gefunden und sie war doch kein kleines Kind mehr! Ein anderes Mal hatte Herr Hart, während er in Gabriele's Beisein mit Carlton über eine wichtige Finanzoperation sprach — eine Unterhaltung, von welcher der Maler etwa eben so viel verstand wie seine kleine Tochter — plötzlich gesagt: „Mich erstaunt es eigentlich, daß Sie die Kleine immer zuhören lassen, wenn von Geschäften die Rede ist“ — eine Aeußerung, die ihm die „Kleine“ nie verzieh, während Guy Carlton lächelnd entgegnete: „Erstens versteht Yella nichts von Geschäften, und selbst wenn sie etwas davon verstünde, hätte es nichts zu sagen!“

„Um — Kinder reden oft sehr zur Unzeit von Dingen, die sie zufällig erlautet haben,“ meinte Hart zweifelnd, worauf Carlton ruhig versetzte: „Ehrenhafte Kinder gewiß nicht, Hart“, eine Aeußerung, für welche die Kleine dem Vater um den Hals fiel, bevor sie sich mit ihrem Buch in Noras Boudoir zurückzog.

Für Hubert Haller waren diese zwei Jahre weniger schmerzreich gewesen, als es anfänglich den Anschein gehabt. Die beiden Frauen pflegten ihn auf ebenso rührende wie anspruchlose Weise — keine fremde Hand durfte den geliebten Kranken berühren — sie setzten ihren Stolz und ihr Glück darein, alles für ihn zu tun. Allmorgendlich wurde das Bett ins Nebenzimmer geschoben und wer dann später Hubert in seinem bequemen Sessel sitzen sah, die hoffnungslos gelähmten Beine mit einer Decke umhüllt, hätte ihn gewiß nicht für so elend und so vollständig auf anderer Hilfe angewiesen gehalten. — Durch eine sinnreiche Vorrichtung ließ sich das an dem Sessel befestigte Lesepult in eine kleine Schreibtischplatte verwandeln und es waren Huberts glücklichste Stunden in seinem so grausam zerstörten Leben, die er in diesem kleinen Schreibtisch, einem Geschenk der Carltons, verbrachte.

Schon während er noch die Predigerstellung bekleidete, hatte Hubert dem von der Gemeinde subventionierten „Sonntagsblatt“, das neben den Gemeindefragen auch andere Themata besprach, häufig Beiträge geliefert. Jetzt war die Leitung des Blattes fast vollständig in seine Hände übergegangen und allmählich hatte Haller den Inhalt zu vertiefen und nach der literarischen Seite hin auszudehnen verstanden. Kleine Essays, die Besprechung neuer Bücher und die Erörterung von Tagesfragen hatten dem Blatt einen größeren Leserkreis verschafft, und da Herr Bold sehr warm für den Leiter eintrat, so bezog Haller für seine Tätigkeit an dem allwöchentlich erscheinenden „Sonntagsblatt“ ein Fugum von 50 Rthl. Den gleichen Betrag er hielt er als Pension und da sein kleines in der Bank deponiertes Kapital im letzten Jahre 10 Prozent getragen hatte, lebte die kleine Familie in verhältnismäßiger Wohlstand. Hubert dankte Gott, daß er seine Gewohnheit, Notleidenden zu helfen, nicht völlig aufzugeben brauchte und gar mancher fand noch den Weg zu dem früheren Prediger, der so gern mit Rat und, so weit es seine bescheidenen Mittel erlaubten, auch mit Tat half.

Nach Ablauf der ersten beiden Jahre, die seit Carltons Eintritt in die Bankstellung verstrichen waren, erklärte Norton eines Tages, er gedenke jetzt aus der Winterschen Bank definitiv auszuscheiden. Seine eigenen Angelegenheiten nahmen ihn täglich mehr in Anspruch, äußerte er als Erklärung auf den erstaunten Ausruf des Malers und dann fügte er lachend hinzu: „Du mußt jetzt etwas schärfer ins Zeug gehen, Carlton — bisher hast Du es Dir zu bequem gemacht.“

„Ich bin gern dazu bereit,“ nickte Carlton, einen ziemlich hilflosen Blick auf Nora werfend, die ihm ermutigend zunickte.

„Schön — so wird Hart“ — der Disponent war auch zugegen — „Dich noch speziell unter seine Fittiche nehmen, nicht wahr, Hart?“

„Aber selbstverständlich, Herr Norton,“ bestätigte Hart, behaglich seinen Wein schlürfend und dann lächelnd beide. Frau Nora bemerkte dies Lächeln und es gab ihr zu denken; es schien ihr überhaupt, als ob Tom noch nie so überströmend lustig gewesen sei, wie an diesem Abend — empfand er es wirklich als eine Erlösung, aus der Bank auszcheiden zu können, deren Retabilität er bei jeder Gelegenheit betonte und welche ja auch ihre eigenen Erfahrungen bestätigten?

„Ich sollte denken, Guy müßte schon ein recht tüchtiger Geschäftsmann sein, Tom,“ warf Nora ausholend hin.

„Ja, freilich, das ist er auch,“ gab Norton bereitwillig zu, „aber es gibt so einzelne kleine Geschäftskniffe und Piffe, in die ihn Hart noch einweihen wird. Natürlich handelt es sich nur um erlaubte gesetzmäßige Maßnahmen,“ fügte er auflachend hinzu, als er Noras beunruhigten Blick wahrte, „sei ohne Sorge, Nora — bei uns geht alles ordnungsmäßig und gesetzmäßig zu, das solltest Du doch längst wissen.“

Und Nora lachte über ihre eigenen unbehaglichen Empfindungen und begab sich dann hinüber in den Salon, die Herren dem Wein und den Zigarren überlassend.

Gabriele sah am Kamin, als die Mutter eintrat; ihr Buch niederlegend, flog sie auf Nora zu und sagte bewundernd: „Mama — Du müßtest immer schwarze Sammetkleider tragen; wenn ich erst groß bin, trage ich im Winter nur schwarzen Sammet und im Sommer weißen Mousselin mit blauen oder roten Schleifen. Du bist aber heute sehr lange drüben geblieben, Mama — ich war schon ganz ungeduldig.“

„Du bist zu anspruchsvoll, Yella,“ sagte Nora lachend, „wenn Papa Freunde bei sich hat.“

„Ah — diese Herren sind Pappas Freunde, Mama?“

„Wie sonderbar Du fragst, Yella — weshalb sollten sie es denn etwa nicht sein?“

„Ach — in der Wirklichkeit ist es wohl anders als in Büchern, Mama. In den Büchern sieht man ganz genau, wie alles zugeht und wenn es in den Geschichten schlechte Menschen gibt, dann fehlt es auch nie an einer besonders klugen Persönlichkeit, welche ihre Schlichtheit durchschaut und den Missetäter zur Bestrafung heranzieht.“

„Aber Kind — hier ist doch nicht die Rede von Büchern mit ihren guten und bösen Menschen,“ entgegnete Nora lächelnd und doch beklommen.

„Nein, Mama, das weiß ich wohl, aber Herr Hart ist gewiß ebenso schlimm wie die bösen Menschen in meinen Büchern! Wenn wir nur klug genug wären, um ihn zu durchschauen und seine bösen Absichten zu verhüten!“

„Du träumst, Yella,“ sagte Nora ernst, „ich glaube, Du lebst ganz und gar in Deinen Büchern und ich werde gut tun, Dich weniger lesen zu lassen. Und eins darfst Du nicht vergessen — in den Büchern sündigen die meisten Menschen meist nur aus böser Absicht, aus Freude am Unrecht, während in der Wirklichkeit die bösen Taten dadurch herbeigeführt werden, daß jeder an sich selbst denkt und um eigenen Vorteils willen die anderen schädigt. Vergiß das nicht, mein Liebling, und nun dächte ich, es wäre Zeit, daß Du zu Bette gingest — es ist schon spät.“

Yella senkte das Köpfchen und der Mutter die Lippen zum Gutenachtkuß bietend, entfernte sie sich zögernd, Nora blieb in sorgenvoller Stimmung zurück.

Kurz nachdem Carlton, um Tom Nortons Ausdruck zu gebrauchen, sich genötigt sah, „schärfer ins Zeug zu gehen“ — respektive der Bank etwas mehr Zeit zu widmen, kam einer seiner Schulfreunde, ein gewisser Markham, mit verängstigtem Gesicht zu ihm und bat den Maler um eine Unterredung. Die Freunde hatten sich lange nicht gesehen, Markham hatte ein kleines eigenes Geschäft in der City, welches er mit einem einzigen Kommiss betrieb; er war verheiratet, hatte viele Kinder und noch mehr Sorgen. In Carltons behaglichem Atelier sitzend, eine seine Zigarre rauchend und das Glas Sherry, welches der Maler ihn aufgenötigt, mit Genuß schlürfend, dachte er an sein eigenes Heim und ein leiser Seufzer hob seine Brust.

Auf Carltons teilnehmende Frage begann er dann von der Angelegenheit, die ihn hergeführt, zu sprechen; er hatte sich an einer sicheren Gewinn versprechenden Spekulation beteiligt, aber dieser Gewinn war erst nach Verlauf von drei Monaten zu erwarten, und

wenn er nicht Freunde fand, die ihm für diese Zeit eine ziemlich bedeutende Summe zwischen 2500 bis 3000 Pfund. verschossen, war er außer Stande, seine laufenden geschäftlichen Verpflichtungen zu erfüllen und sah sich samt seiner Familie von sicherem Untergange bedroht. Wollte Carlton um ihrer alten Freundschaft willen ihm das Geld vorstrecken?

Der Maler hatte mit lebhaftem Interesse zugehört; schon während Markham noch sprach, überschlug er in Gedanken seine Vermittlung, aber die verlangte Summe war zu bedeutend, als daß er sie hätte von heute auf morgen zusammenbringen können. Er überlegte und rechnete, um dann endlich schmerzlichen Herzens bekennen zu müssen, daß der Betrag seine Kräfte übersteige.

Nun erklärte Markham dem Freunde eifrig, daß er gar nicht erwartet, oder gar darauf gerechnet habe, Carlton werde ihm die Summe aus eigenen Mitteln vorstrecken — er habe nur gemeint, er werde bei der Bank für ihn gutfragen. Auf Carltons Bürgschaft hin werde die Wintersche Bank ihm ohne Zweifel den Betrag vorstrecken — dergleichen komme ja öfter vor.

Der Maler war überrascht, fast bestürzt. Bisher war noch kein solches Ansuchen an ihn gestellt worden; seine Freunde waren mit wenig Ausnahmen keine Geschäftsleute — ihre jeweiligen Geldforderungen bezogen sich auf die Befriedigung von Privatbedürfnissen, und hatten den Betrag von 50 Pfund., die er leihweise oder auch als Geschenk gegeben, nie überstiegen. Es erschien ihm fast wunderbar, seinen Einfluß als Direktor in dieser Weise auszunutzen, und doch versicherte Markham, dies geschehe fast täglich! Markham besaß die ergreifende Beredsamkeit eines vor dem Ruin stehenden Mannes; er schlug Töne an, welche dem Maler ans Herz griffen und das Ende der Unterredung war, daß Carlton mit ihm zur Bank ging, um mit Hart zu sprechen.

Und hier erlebte der Maler das Wunder, daß Markham nicht übertrieben hatte; Hart faßte die Sache als alltägliches Vorkommnis auf und erklärte, es mache der Bank gar keine Schwierigkeiten, dem Herrn gefällig zu sein — da Herr Markham Herrn Carltons Freund sei, verstehe es sich doch von selbst!

An der Tür des Bankgebäudes schied Markham mit Tränen der Dankbarkeit von seinem Freund, nannte ihn den Retter seiner Ehre wie seiner Familie und erklärte sich jederzeit zu jedem Gegendienst bereit. Carlton aber begriff, daß er in Geschäftszusammenhang nach wie vor so unbenannt sei wie ein neugeborenes Kind und diese Erkenntnis machte ihn schwindeln. Wo Rechte waren, da waren auch Pflichten und es schien ihm, daß er diese Pflichten bisher sträflich vernachlässigt habe! Die Macht, die er, die andere besaßen, erschien ihm gefährlich und er fürchtete sich vor ähnlichen Besuchen wie den heutigen.

Es war so unendlich schwer, nein zu sagen und doch durfte und konnte er nicht immer gewähren, was verlangt wurde! Wenn es nun sicher war, daß Markham den Betrag nach drei Monaten zurückzahlte — tagelang ging der Maler umher wie im Traum und mit stiller Sorge sah er dem Tag entgegen, an welchem Markham seinen Verpflichtungen gerecht werden würde.

Und als dieser unselige Tag endlich hereinbrach, da erschien Markham nicht — er war mit seiner ganzen Familie nach Australien geflohen und seine Gläubiger hatten das Nachsehen! Carlton geriet außer sich, als er es vernahm; er eilte zur Bank und erklärte kurz entschlossen, er werde die Schuld auf sein Privatkonto übernehmen — auf seine Zusage hin habe die Bank Markham das Geld gegeben und er betrachtete sich haftbar dafür!

Hart lächelte mitleidig über die kindliche Einfalt des Malers und setzte ihm dann mit väterlicher Ueberlegenheit — Herr Hart war genau so alt wie Carlton — auseinander, eine besonders günstige Spekulation, welche die Bank fast zu gleicher Zeit gewagt, kompensiere den durch Markham erlittenen Verlust vollkommen und somit sei die Sache erledigt. „Im Geschäftsleben geht es herauf und hinunter,“ schloß er gleichmütig, „und nun reden wir nicht weiter von der Affäre — schlechte Schuldner gibt es überall.“

Wenn Hart geglaubt hatte, den Maler mit dieser Erklärung zu beruhigen, so war er im Irrtum — Carltons Ruhe war dahin und das Grübeln über die seltsamen Gesplogheiten der Bank vermochte ihm sein früheres Gleichgewicht nicht wieder zu geben. Es war ihm schon schwer genug geworden, sich drein zu finden, daß das Geld als eine Ware angesehen und etwa wie Zucker oder Kaffee behandelt wurde und nun diese Leichtigkeit, mit der man einen solchen Verlust aufnahm! Es war das einfach eine „schlechte Schuld“, die man in den Rauchfang schrieb! Und dabei wurde er selbst das Gefühl nicht los, daß er das Institut geschädigt hatte — wieviel Arme hätten von diesen 3000 Pfund. unterstützt werden können! — Und geradezu unheimlich erschien es dem Maler, daß seine Kollegen die gleiche Macht, den gleichen Einfluß besaßen — wenn nun jeder 3000 Pfund. verlor, was wurde dann aus der Bank? Und er selbst durfte kein Wort sagen, das war das Schlimmste — er fühlte sich schuldig und mußte schweigen!

Anfänglich hegte er die feste Absicht, bei der nächsten Zusammenkunft der Direktoren seinen konkreten Fall mitzuteilen,

sich für solidarisch mit dem entflohenen Schuldner zu erklären und sich zur Wiedererstattung zu verpflichten. Als aber die Sitzung stattfand, war Carltons Mut verflogen — er fürchtete sich vor jenem Schreckbild, welches jeden, auch den mutigsten Engländer meistert — dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen, dünkte ihm schrecklicher, als wirklicher Feigheit geziehen zu werden, und daß seine Kollegen ihn auslachen würden, sah er voraus. Erstens waren sie alle weit weltgewandter als er und dann ließ sich auch annehmen, daß jeder schon ähnliche Erfahrungen gemacht und — geschwiegen hatte. Ja, er mußte jedenfalls schweigen, das stand fest, aber er hatte sich noch nie so tief unglücklich gefühlt, wie in dieser Zeit.

7.

Allmählich wurde Carlton wieder ruhiger, hauptsächlich wohl weil er sah, daß bei der Bank alles seinen Gang ging und das Manko von 3000 Pfund. niemand direkten Schaden zugefügt hatte. Dann kam der Sommer — die Familie siedelte nach Southley über und hier gab es so viele Zerstreuungen und fast beständig Logierbesuch, daß der Maler nur zu froh war, die unangenehme Erinnerung vergessen zu können.

Zu Anfang des Herbstes kehrte Carlton einstweilen nach London zurück, um einige notwendige Angelegenheiten zu erledigen; er hoffte nach Verlauf von drei Tagen wieder nach Southley zurückkehren zu können, denn es war jetzt auf dem Lande entschieden erquicklicher als in der dumpfen heißen Stadt. Gelangweilt saß der Maler am zweiten Morgen an seinem einsamen Frühstückstisch, als ein Wagen in raschem Trabe die Straßen herabfuhr und vor dem Hause anhielt. Gleich darauf pochte es und vor dem Erstaunten stand Herr Hart, geschmiegelt und gebügelt wie immer, aber mit sichtlicher Erregung in den Zügen. Er berichtete hastig, er habe zufällig erfahren, daß Carlton in der Stadt sei und ihn aufgesucht, weil die anderen Direktoren noch an der See weilten. „Sie müssen sofort mit mir kommen, Herr Carlton,“ fügte er mit erzwungenem Lächeln bei, „es wird Sie nicht lange aufhalten, aber ich bedarf Ihres Beistandes. Wir haben einige Verluste erlitten — o, Sie müssen nicht erschrecken, aber in Raskutta haben mehrere Häuser falliert und da heute früh die Nachricht kam, daß auch die Vallibons in Liverpool insolvent sind, machte die Bank von England Schwierigkeiten wegen eines Vorschusses.“

„Und da soll ich helfen?“ rief Carlton bestürzt, „mein Gott, wie denken Sie sich das denn? Ist die Wintersche Bank wirklich in Verlegenheit? Ich begreife das alles nicht!“

„Das scheint so,“ sagte Hart trocken; „aber Sie dürfen sich beruhigen — es handelt sich nur um eine augenblickliche Stockung! Wären nicht alle anderen Herren unerreichbar, würde ich Sie nicht bemühen, denn ich weiß, daß Sie in Geschäftssachen sehr — ängstlich sind, allein es geht nicht anders. Die Anwesenheit eines Direktors ist dringend nötig, um einen äußeren Halt zu markieren und es wäre mir lieb, wenn Sie mich gleich begleiten können — unterwegs teile ich Ihnen die Details mit.“

Carlton hätte später nie zu sagen gewußt, worin diese Details bestanden. Herr Hart brauchte Ausdrücke, die dem Maler völlig fremd und unverständlich erschienen und seine eigene Erregung ließ den Maler kaum den Wortlaut der Erklärungen auffassen — deren Bedeutung blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Nur so viel ward ihm klar, daß die Bank von England in einem Mißverständnis befangen sein müsse — wie wäre sie sonst dazu gekommen, der Winterschen Bank zu mißtrauen?

„Natürlich haben wir mehr als zwanzigfache Deckung für den beanspruchten Vorschuß,“ sagte Hart hochfahrend, „und das weiß alle Welt.“

Aber diese Worte, die dem Maler Vertrauen einflößen sollten, verfehlten ihren Zweck — anstatt der Versicherung Glauben zu schenken, grübelte Carlton darüber nach, ob die unglückliche Affäre mit Markham am Ende gar den Ausgangspunkt dieser Stockungen bilde, und mehr tot als lebendig stieg er vor dem imposanten Gebäude der Bank von England aus dem Wagen. Auch die Unterredung mit dem Bankdirektor brachte keine Klarheit in des Malers verworrene Ideen — wie aus weiter Ferne schlugen die Worte an sein Ohr: „schon öftere Vorschüsse gewährt,“ „traurig, daß die Wintersche Bank ihr altes Ansehen eingebüßt hat“ — „bei neuen Vorschüssen müssen wir auf bessere Sicherheiten bestehen usw.“

Carltons Augen wurden immer größer — Hart redete immer zu und wüchste sich den Schweiß von der Stirn, aber endlich war das Ziel doch erreicht, das neue Darlehen wurde gewährt und die beiden Herren verließen das Bankgebäude.

„Gottlob, daß die Sache in Ordnung ist,“ rief Hart sichtlich erleichtert aufatmend, „die Nerls waren sehr zähe, aber nun sind wir über den Berg.“

„Aber ich begreife nicht, wie es so weit kommen konnte,“ stammelte Carlton verwirrt; „steht die Wintersche Bank nicht mehr sicher? Wenn es an dem ist, müßten Sie doch sofort die Aktionäre benachrichtigen, und eine Generalversammlung einberufen!“

(Fortsetzung folgt.)

❖ **Gemeinnütziges.** ❖

Kalbsfrütschee. Von einer Kalbsbrust werden Stüchchen geschnitten, blanchiert, abgegossen und gut gewaschen, in eine Kasserolle gelegt, mit Wasser, einem Glas Weißwein, Salz, einer mit einigen Nelken bestreuten Zwiebel, einem Lorbeerblatt und einer halben Zitrone aufgesetzt und weich gekocht. Von 2 Löffel Mehl, reichlich Butter und der passierten Kalbsfleischbrühe wird dann eine sämige Sauce gekocht, mit 3 Eigelb legiert und mit den Fleischstüchchen vermengt.

Lebersuppe. Man nimmt Rindsleber, häutet sie ab und schabt sie, damit das Häutige zurückbleibt; macht sodann ein helles Einbrennen, gibt die Leber, nach Belieben auch etwas in Schmalz geröstetes Semmelmehl in dasselbe, füllt alles mit Fleischbrühe auf, läßt es kochen, treibt es durch ein Haarsieb und richtet die Suppe über geröstete Schnitten an.

Das Legen von Linoleum auf feuchte Fußböden. Beim Verlegen von Linoleum wird dasselbe mit gewöhnlichem Roggenmehlkleister auf den Fußboden oder eine Pappenzwischenlage geklebt. Damit sind, wenn der Fußboden feucht ist, gewisse Uebelstände verbunden, wie Zerfallen des Kleisters, Fäulnis der Pappenzwischenlage und der Leintwandunterlage des Linoleums. Ferner löst sich der Kleister in feuchtem Zustande ab und das Linoleum wird wellig und heulig. Diesen Uebelstand kann man leicht in folgender Weise beheben: Man bestreut die Flächen, welche mit Linoleum belegt werden sollen, in ihrer ganzen Ausdehnung mit pulverisiertem Kolophonium, welchem eventuell etwas pulverisiertes Rohpoch (Schwarzpoch) zugesetzt werden kann. Dann werden die Linoleumbahnen aufgelegt und mit einem heißen Eisen fest angedrückt. Hierzu wird ein Instrument benutzt, ähnlich jenen Werkzeugen, die zum Ausreparieren von Asphalt gebraucht werden, doch läßt sich die Arbeit auch mit einem schweren Blättleisen verrichten. Je größer die Metallfläche ist, welche zur Erwärmung des pulverisierten Kolophoniums durch das Linoleum hindurch benutzt wird, um so leichter gestaltet sich die Arbeit, denn um so länger hält das Werkzeug die Wärme. Dieses spricht aber nicht allein für eine große Wärmeverteilungsfläche des Werkzeuges, sondern es liegt darin auch die sicherste Gewähr dafür, daß der Linoleumbelag genau eben wird. Das ist aber zugleich auch der Faktor, der für dieses Verfahren des Linoleumlegens überhaupt spricht. Ist der Fußboden uneben und wellig, so soll er, bevor man Linoleum legt, allerdings erst geebnet werden. In den meisten Fällen geschieht es aber nicht, weil es zu zeitraubend ist. Der Kleister wird auf die Unterlage aufgeschmiert und das Linoleum schmiegt sich allen Unebenheiten des Fußbodens an, wodurch es vorzeitig abgenutzt wird, indem die erhöhten Stellen beim Begehen frühzeitig durchgelaufen werden. Daß aber das gute Aussehen des Linoleumbelags durch die Unebenheiten stark beeinträchtigt wird, ist nicht zu bestreiten. Bei dem soeben geschilderten Verfahren mit Kolophonium liegt die Sache anders. Das unter dem Linoleum zum Schmelzen gebrachte Kolophonium füllt sich in die Vertiefungen und füllt diese von selbst aus. Die Feuchtigkeit hat auf Garze keinen Einfluß und so ist es nur zu empfehlen, sich in allen Fällen der Kolophoniummethode zu- und der Kleistermethode abzuwenden. Wo Linoleum gelegt wird, ist stets Gelegenheit zum Erhitzen der Blättwerkzeuge. (Prakt. Wegw.)

❖ **Nachtsch.** ❖

1. Rätselsprung.

		bein	ge			es	nen		
		darfst	nicht	vol	durch	hob	al	du	nuß
größ	zen	len	gan	len	len	Haupt	ben	ter	treu
dann	jes	rein	gan	hat	be	un	tur	tes	be
Kraft	rer	Ed	Vol	und	Ma	ge	nuß	ge	größ
Ge	schwellt	der	bein	les	bein	dir	te	Teil	wal
Ch	der	dir	gut	ben	ge	die	zu	der	schafft
ge	heu	Stre	du	die	ge	Welt	hat	len	nes
mit	re	Brust	Zie	war	was	Glück	wog	zum	ist
zu	nen	als	Heil	ner	big	zu	der	der	du
wert	haft	bei	bei	le	und	Brü	freu	dann	Heil

2. Vierfüßige Charade.

Zieht den ersten treu zu Seite
Aus die tapfere Kriegerschar
Froh zum Kampfe und zum Streite,
Wird der Feind das letzte Paar.

Wer als das Ganze aber feig
Der nahenden Gefahr entrann,
Der galt — dem Hasenherzen gleich —
Fürwahr niemals als rechter Mann.

3. Metamorphosen-Aufgabe.

Wie gelangt man durch Metamorphosen von Pisa über höchstens sechs Zwischenstationen nach Dover und von Lyon über höchstens fünf Zwischenstationen nach Mainz?

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Ein bedeutender Mann.
2. Wage, Gera; Peru, Ruben; Atto, Opal; Vena, Narow; Ruin, Indra; Bruno, Nola; Riga, Gaze; Joel, Elbe; Anna, Narow. Groningen.
3. Magnet, Magnat.

❖ **Lustiges.** ❖

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: „Sie sind angeklagt, den Fuhrmann Hirnigel, als er auf seinem Wagen schlief, überfallen und dessen Kopf mit einem Hammer bearbeitet zu haben!“
Angeklagter: „Herr Richter, ich wollte ihn bloß aufwecken.“

Angenehme Medizin.

Eine junge Dame kommt in eine Apotheke: „Herr Apotheker, kann man nicht Ricinusöl einnehmen, ohne daß man es schmeckt?“

„Nichts leichter als das, mein Fräulein. Ich werde Ihnen gleich das nötige präparieren. Bitte nehmen Sie Platz und trinken Sie inzwischen zur Erquickung eine Himbeerkimonade.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr.“ (Nach einer geraumen Zeit.) „Bekomme ich jetzt das Präparat, Herr Apotheker?“

„Sie haben also nichts geschmeckt?“

„Was denn?“

„Das Ricinusöl. Es war in der Limonade.“

„Um Gotteswillen, mein kleiner Bruder sollte es ja einnehmen.“

Der Held.

Frau von Mattenhof: „Ach! Ich höre so gerne, wenn die Herren von dem Feldzuge erzählen. — Sagen Sie mal aufrichtig, Herr von Doderow, hatten Sie niemals Furcht während des Krieges?“

Rittmeister von Doderow: „Furcht, meine Gnädigste, niemals! — — — Und doch — — ein einziges Mal. Es war, als ich nach der Schlacht von Mars la Tour mich im Spiegel erblickte. — — Da wurde mir angst und bange, so wütend sah ich noch aus.“

Oekonomisch.



„Warum suppen denn der Herr eigentlich immer zuletzt?“

„Aus Sparfamkeits-Rücksichten.“

„Wieso denn?“

„Ja, sehen Sie, zuerst eß ich keine Suppe, da spar ich 20 Pfennig, und von dem ersparten Geld kauf ich mir nachher eine Suppe.“

Mißglückter Ausdruck.

Eine junge Engländerin, die sich des Ausdrucks, „es ist alles fruchtlos“ bedienen wollte, sagte statt dessen: „Es ist alles ohne Obst.“

Auffschneiden.

Meisterin: „Wenn Du bis zum Abend mit der Arbeit fertig wirst, werde ich Dir etwas von der Wurst auf Dein Brot schneiden.“

Lehrjunge (zweifelnd): „Meistern, Sie werden doch nicht uffschneiden?“

Wunderbar.

„Das ist doch närrisch! Wann i getrunken hab, schläferst mi, und wann i geschlafen hab, krieg i allweil wieder Dorfscht!“

Auch eine Andrede.

„Johann, was soll das heißen? Fast jeden Abend kommen Sie betrunken nach Hause!“

„Ich will mich nur über den Verlust meiner Käthi trösten!“

„Und wie lange soll das dauern?“

„Ach, ich fürchte, ich bin untröstlich!“